



REPORTER:INNEN
forum

„Was vor allem fehlt, ist Hoffnung“

Kaum eine Stadt auf der Welt ist so verheißungsvoll wie Tel Aviv: Partymetropole und Start-up-Hochburg, lässig, laut, kosmopolitisch, tolerant. Und obwohl nur 70 Kilometer weiter in Gaza Krieg herrscht, wirkt es, als ginge das Leben hier normal weiter. Aber nur, bis man mit den Menschen ins Gespräch kommt

Von Thomas Bärnthaler, Theresa Hein, Gabriela Herpell und Peter Münch,
Süddeutsche Zeitung Magazin, 02.02.2024

Tel Aviv an einem Donnerstag Mitte Januar, wärmende Sonne, volle Cafés. Die 1909 gegründete Stadt steht für kulturelle Vielfalt, Start-ups, Nachtleben: ein Ort der Sicherheit, Freiheit und Hoffnung für Juden auf aller Welt. Aber sie ist auch eine Stadt im Krieg. Wohl nirgends wird die Lage der Angehörigen der von der Hamas entführten Menschen derart spürbar wie auf dem Vorplatz des Tel Aviv Museum of Art. Hier stehen Mahnmale für die Geiseln: eine lange Schabbat-Tafel, ein Teil festlich gedeckt, ein Teil spärlich mit trockenem Brot bestückt. Ein Tunnel, in dem Echos von Raketeneinschlägen von den Wänden hallen, wenn man hindurchgeht. Blumen. Poster mit den Gesichtern der Entführten und der Botschaft, die um die Welt ging: »Bringt sie nach Hause«. Jedes Wochenende demonstrieren auf dem Platz die Menschen, um ihre Verzweiflung auszudrücken. So viele wie in der Woche, in der das SZ-Magazin da war, waren es seit dem Beginn des Krieges nicht gewesen – 300 000. Der Missmut gegenüber der Regierung wächst, die Ohnmacht auch. Es sind fast vier Monate seit dem Massaker der Hamas und den Geiselnahmen vergangen. Seitdem antwortet das israelische Militär mit Raketen und Bodentruppen im Gazastreifen, in dem bereits mehr als 10 000 Zivilisten gestorben sind. Die EU und arabische Staaten sprechen von Friedensverhandlungen und einer Feuerpause, die für die Bewohner in Nahost weit weg zu sein scheinen, denn die israelische Regierung macht ihren Standpunkt klar: keine Zweistaatenlösung. Im Innenhof, zwischen Schulklassen und Besuchern des Museums,

das seit Kurzem wieder für Ausstellungen geöffnet hat, findet das Stadtgespräch des SZ-Magazins statt. Ein Abkommen zur Befreiung der Geiseln wie im November ist zum Zeitpunkt des Interviews nicht in Sicht. Als Erster kommt der Schriftsteller Etgar Keret in den Museumsgarten. Er läuft, wie er gleich sprechen wird: voller Energie, schnell, kaum zu bremsen.

SZ-MAGAZIN Herr Keret, es ist möglich, sich durch diese Stadt zu bewegen, ohne mitzubekommen, dass Krieg ist. Wie kann das sein?

ETGAR KERET Das ist ein israelisches Phänomen, über das schon Lieder geschrieben wurden. Der Krieg findet ein, zwei Stunden entfernt statt und wird zu einem abnormalen Ding, an das man sich gewöhnt. Ich habe mit Reservisten gesprochen, die sagen, wenn sie nach Hause nach Tel Aviv kommen, ist das für sie schwieriger, als in Gaza zu sein. Wenn sie in Gaza sind, ist alles klar: Sie müssen überleben, sie haben eine Mission. Wenn sie dann wieder hierherkommen, denken sie an Dinge, die sie nur Tage zuvor getan haben, und fragen sich: Habe ich das wirklich gemacht, bringt das überhaupt was, interessiert irgendjemanden, was dort passiert?

Dabei ist die internationale Aufmerksamkeit sehr groß.

KERET Ja, aber der unterschiedliche Fokus ist auffällig. Wenn ich wissen will, was los ist, schaue ich zuerst das israelische Fernsehen an, dann Al Jazeera, dann BBC, dann CNN, dann denke ich nach und bekomme so eine ungefähre Vorstellung davon, was wirklich passiert. Wir leben in einer Welt, in der Fakten überflüssig und unwichtig geworden sind. Information ist nur noch ein Hilfsmittel, um eine bestimmte Emotion hervorzurufen. Ich gebe Ihnen ein unbequemes Beispiel: die Bibas-Kinder, Geschwister, vier Jahre und ein Jahr alt. Sie wurden von der Hamas als Geiseln genommen. Für die Hamas war es ein guter Deal, die Kinder beim Austausch nicht herzugeben, weil sie mit Hochdruck gesucht werden. Sie haben rote Locken und sind wirklich süß. Das ganze Land, die ganze Welt kennt diese Kinder. Ich habe einen Bekannten, Alex Dancyg, der in Gaza als Geisel gehalten wird. Er ist 75, er ist nicht süß, er hat keine roten Haare. Er bekommt nicht die Medizin, die er bräuchte, es geht ihm sicher nicht gut. Aber das kleine rothaarige Kind ist die bessere Geschichte als der



alte Typ mit dem langen Bart. Ich will nicht zynisch klingen, ich will nur sagen: Die gute Story siegt über die Wirklichkeit.

Was ist anders an diesem Krieg als an den vorherigen? Manche sagen, Israel sei nach langer Spaltung wieder geeint.

KERET Bullshit. Gehen Sie mal auf die Ben-Yehuda-Straße, eine der Hauptstraßen in Tel Aviv, in Richtung Strand. Da kommt alles zusammen, jemand kann Ihnen aus der Hand lesen oder hat ein Fitnessstudio in einer Schuhschachtel eröffnet, mitten auf der Straße steht ein Dixi-Klo. Und jetzt wurden in den Hotels in der Gegend die evakuierten Flüchtlinge aus Sderot und Ofakim (Orte in der Nähe des Gazastreifens und der Wüste Negev, die nach dem 7. Oktober evakuiert wurden, Anmerkung der Redaktion) untergebracht. Das sind nicht die Menschen aus den Kibbuzim, also nicht eher linksorientierte Menschen, denen es leichtfällt, sich mit den Bewohnern Tel Avivs zu mischen. Nein, das sind Leute, die dem rechten Flügel angehören, die Kippas tragen und denken, dass in Tel Aviv der Teufel lebt. Die Cafés in der Gegend sind Touristencafés mit internationalem Personal, Kellner aus Kanada, die zum Urlaub kamen und geblieben sind, weil sie sich in die Stadt verliebt haben. Diese Kellner treffen jetzt auf diese Menschen. Wenn man da den Unterhaltungen zuhört!

Was hört man da?

KERET Erst kürzlich habe ich mitbekommen, wie jemand, der ein Sandwich bestellt hatte, sagte: »Nein, nein, nein, das ist falsch, das ist ja mit Pastrami, dann kann doch kein Käse drauf sein, das ist nicht koscher.« Und der Kellner sagte: »Guter Mann, das ist das Sandwich, das Sie bestellt haben, Pastrami mit Käse.« Der Mann, entsetzt: »Das ist ein Fehler, in der Bibel steht ... Sind Sie Jude? Das hier ist doch Israel!« Die Leute, die gerade in den Hotels leben, hassen die Kellnerinnen in den Touristencafés, auch weil alles viel teurer ist als in ihrer kleinen Stadt auf dem Land. Und die Leute in den Cafés hassen die evakuierten Menschen, weil sie nie Trinkgeld geben. Für mich ist das ein starkes Beispiel dafür, wie schwierig Dialog ist, schon innerhalb Israels. Das sind Paralleluniversen, ein Konflikt zwischen Religion und Liberalismus, ein Konflikt zwischen Kulturen.

Was spüren Sie noch bei den Menschen?



KERET Meine Frau und ich haben ein Kinderbuch geschrieben und lesen daraus gerade viel für die Menschen, die am 7. Oktober überfallen wurden. Kürzlich waren wir im »Herods Hotel« hier in Tel Aviv, in dem Evakuierte untergebracht sind. Da sitzen Eltern und Kinder vor uns. Die Eltern müssen irgendwann anfangen zu weinen, und die Kinder, kleine Kinder, versuchen sie zu trösten. Es macht einen verrückt. Die Gesellschaft ist traumatisiert.

Wie ist das für Sie als Schriftsteller?

KERET Bei einer meiner ersten Veranstaltungen nach dem 7. Oktober fragte mich der Moderator: Sehen Sie sich eher als Jude oder als Israeli? Ich habe instinktiv geantwortet, eher als Mensch! Wenn ich es beschreiben müsste, würde ich sagen, meine Haut ist israelisch, mein Fleisch ist jüdisch, meine Knochen sind menschlich. Und das, was gerade passiert, bricht mir die Knochen. Ich weiß nicht ... Ich erlebe das nicht als Israeli oder als Jude. Die Leute streiten darüber, wer einen Genozid begeht. Breaking News: Niemand. Es ist, als sei die Wirklichkeit so schrecklich, dass die Menschen diese großen Worte brauchen, um sich aus der Wirklichkeit ausklinken zu können. Menschen tun schreckliche Dinge in diesem Krieg. Aber in dem Moment, wo man anfängt, von Genozid zu sprechen, ist es, als würde man seine Möbel mit einer Plane bedecken. Unter der Plane sind die Nazis, mit denen braucht man keine Gespräche zu führen. Gleichzeitig solidarisieren sich Transgender-Gruppen mit einer homophoben Terroristengruppe. Nichts ergibt mehr Sinn. Es ist auch ein Krieg der Ambiguität: ein Krieg gegen alles, das komplex ist.

Rula Daood tritt an den Tisch, eine palästinensische Aktivistin und Co-Chefin der arabischisraelischen Bewegung »Standing Together«. Keret freut sich sichtlich. Sie unterhalten sich auf Hebräisch.

Kennen Sie sich?

KERET Nein. Ich habe Rula gesagt, dass mein großer Bruder ein großer Fan von ihr ist. Er ist Aktivist und hat mich zu einer ihrer Demos mitgeschleift.

RULA DAOOD Etgars Bruder ist bei uns in der Bewegung. Ich kenne ihn gut. Heute Abend demonstrieren wir übrigens. Die Demo war für vorigen Donnerstag geplant, aber wir haben keine Genehmigung bekommen. Seit dem 7. Oktober wird hier

alles radikaler. Wir versuchen mit »Standing Together«, uns für eine Lösung einzusetzen, die beiden Seiten ein sicheres Leben ermöglicht. Wissen Sie, worüber selten gesprochen wird, weder in Israel noch sonstwo auf der Welt?

Worüber?

DAOOD Es gibt zwei Völker hier, das jüdische und das palästinensische. Im ganzen Gebiet Israel-Palästina leben ungefähr sieben Millionen Palästinenser und ungefähr sieben Millionen Juden. Fakt ist, niemand wird irgendwohin gehen. Wir müssen also über eine politische Lösung sprechen, die über ein Waffenstillstandsabkommen hinausgeht. Ich weiß, viele Leute sagen: Ihr seid Träumer. Aber in der Politik geht es auch darum, andere Stimmen hörbar zu machen. Gerade wird nur die Rechte gehört, die Menschen in Gaza umbringt, weil sie die Hamas vernichten will. Die meisten von uns verstehen, dass die Hamas so nicht vernichtet wird. Heute habe ich einen Fotovergleich gesehen, ein Foto ist von 2004 (von einer Militäroperation Israels im Gazastreifen, Anm. d. Red.), das andere von dieser Woche. Auf beiden Fotos waren Soldaten in Gaza zu sehen, die nach Körperteilen von anderen Menschen suchten.

KERET Ich kenne den, nach dessen Körperteilen sie gesucht haben.

DAOOD Wir machen also seit 20 Jahren das Gleiche! Da sollte doch für alle klar sein, dass kein Krieg uns etwas gebracht hat, nur mehr Blutvergießen, mehr Schmerz, mehr Hass. Krieg und Besatzung, wieder und wieder und wieder, das wird zwischen Israel und Palästina gar nichts verändern. Das entfernt uns immer weiter von Sicherheit und Frieden.

Fühlen Sie sich mit dieser Botschaft gehört?

DAOOD Ja. Im ersten Monat durften nur die Angehörigen der Geiseln demonstrieren, jede andere politische Demo, alles, was irgendwie mit Gaza zu tun hatte, war verboten. Wir haben also Treffen in Innenräumen abgehalten. Obwohl die Leute Angst hatten, kamen sie. Erst haben wir über den Schmerz geredet. Nach ein paar Wochen fingen wir an, über Lösungen zu sprechen.

Was müsste passieren, um einer Lösung näherzukommen?



DAOOD Den Menschen fehlt eine laute linke Stimme. Seit dem 7. Oktober spüren wir erst richtig, wie sehr sie fehlt. Die Linke hat sich ans Verlieren gewöhnt. Daran, in der Opposition zu sein, keine Entscheidungsmacht zu haben. Sie hat die Menschen in Israel irgendwie aufgegeben. Es ging nur noch um intellektuelle, abstrakte Ideen. Die Rechte hat in der Zeit mobilisiert, hat Versammlungsorte geschaffen, Gruppen gegründet und ihre Ideen verbreitet.

Herr Keret, zählen Sie sich zur Linken?

KERET Ich war über die Jahre auf vielen linken Demos. Und ich kann Ihnen sagen, da waren hauptsächlich Jüdinnen und Juden. Wir kennen nicht viele Palästinenser, ich schließe mich da mit ein. Es gibt keine Verbindung, und es fühlte sich dadurch etwas sinnlos an. Wie Rula sagt, nur abstrakte Ideen. Ein Gemeinschaftsgefühl entsteht, wenn sich die Menschen gegenseitig helfen. Ich glaube, strategisch und moralisch ist das der Weg, wie zum Beispiel die Chadasch das tun wollte, die erste israelisch-palästinensische Partei, die wirklich gemischt war. Die wollten eine Politik machen, wie man sie in Deutschland vielleicht aus der Lokalpolitik kennt. Aber ich sehe mich nicht als Teil einer Bewegung, das ist auch etwas Persönliches. Ich fuhr mal mit einem Freund in Vietnam auf seinem Scooter. Es war wahnsinnig viel Verkehr, und er fuhr einfach über rote Ampeln. Ich rief, Stopp, da ist doch Rot, und er sagte, Freundchen, wenn wenig Verkehr ist, kann ich schon auf die Ampel achten. Aber wenn viel Verkehr ist, und ich schaue auf die Ampel, werde ich über den Haufen gefahren. So fühle ich mich.

Frau Daood, Ihre Bewegung hat eine Notfalltelefonnummer für arabische Israelis eingerichtet, die diskriminiert werden. Hat sich das Problem seit dem 7. Oktober verschärft?

DAOOD Wenige Tage nach dem 7. Oktober hat die Polizei mit einer Diskriminierungskampagne begonnen. Palästinensische Menschen konnten eingesperrt werden, wenn sie sich über die Situation äußerten, es reichte, einen Satz auf Social Media zu liken wie: »Mein Herz ist bei den Menschen in Gaza«. Die Idee dahinter war, uns palästinensische Bürger in die Schranken zu weisen, um damit zu demonstrieren: Macht euch bewusst, wo euer Platz ist.



Was ist das für ein Platz?

DAOOD Oh, der ist sehr begrenzt. Einer Minderheit anzugehören, egal wo, bedeutet, dass man limitierte Rechte hat. Man hat weniger Redefreiheit. Und in einem Krieg hat man sie gar nicht. Israel verklärt sich immer zum einzigen demokratischen Ort im Nahen Osten. Aber in unserem Alltag, in der Arbeit, an der Uni, machen wir andere Erfahrungen. Wenn du einen Kaffee bestellst, werden Witze über deinen Namen gemacht. Ich heiße Rula, das ist auf Hebräisch nicht leicht auszusprechen.

Marian Khatib ist gekommen und sagt, dass sie nicht viel Zeit hat. Sie ist Chirurgin am Ichilov Krankenhaus in Tel Aviv, ein großer Teil des medizinischen Personals in Israel ist arabischstämmig. Es ist ihre Mittagspause, aber sie muss jederzeit erreichbar sein.

Wie sehen Sie das, Frau Khatib?

MARIAN KHATIB Ich repräsentiere nicht die arabische Gesellschaft in Israel.

KERET Ich muss weg, aber ich muss bitte noch ein Foto mit Rula machen für meinen Bruder. (Sie machen ein Selfie und wechseln ins Hebräische.)

KERET Verstehen Sie, das ist, wie Billie Eilish zu treffen. (Rula Daood lacht. Etgar Keret wird von Museumsbesuchern, die ihn erkannt haben, in ein Gespräch verwickelt.)

Frau Khatib, warum finden Sie, dass Sie nicht für die arabische Gemeinschaft sprechen können?

KHATIB Ich arbeite in einem Krankenhaus in Tel Aviv. Eine Blase in einer Blase. Meine Kinder gehen auf eine internationale Schule, auch wieder eine Blase, sie werden auf Englisch unterrichtet und haben Arabisch und Hebräisch als Schulfächer. Ich verbringe sehr viel Zeit im Krankenhaus, mehr Zeit als mit meinem Mann, das wird zu einer Art Familie, auch wenn man verschiedener Meinung ist. Es ist ganz anders als die Außenwelt.

Aber manchmal müssen Sie ja raus.

KHATIB Nicht so richtig. Ehrlich gesagt, ich bemühe mich, in dieser Blase zu bleiben. Ich versuche, meinen Verstand nicht zu verlieren. Meine Kinder sind sieben

und zehn Jahre alt, ich möchte nicht, dass sie die ganze Zeit darüber nachdenken, was sie sind oder nicht sind.

Rula Daood definiert sich als palästinensische Bürgerin Israels. Warum möchten Sie das nicht, Frau Khatib?

KHATIB Es hat nichts damit zu tun, dass ich mich schämen würde. Ich will nur nicht, dass meine Kinder in Schubladen gesteckt werden. Ich habe ihnen internationale Namen gegeben, ich will nicht, dass die anderen Menschen sofort zu wissen meinen, wen sie vor sich haben. Es ist genau, wie Rula gesagt hat: Minderheiten werden oft anders behandelt. Von der Minute an, in der man sich als Zugehörige zu einer bestimmten Gruppe definiert, können beim Gegenüber Vorurteile entstehen. Um im Leben voranzukommen, muss man sich auf gewisse Weise anpassen.

Würden Sie sagen, Sie sind unpolitisch?

KHATIB Ich habe meine Überzeugungen, die ich jetzt hier nicht ausbreiten werde, aber ich bin kein politischer Mensch.

Frau Daood, wie würden Sie versuchen, Marian Khatib dazu zu bringen, auf Ihre Demo heute zu gehen?

DAOOD Ich würde das nicht versuchen. Wir sind beide israelische Araberinnen. Aber wenn ich mich als Palästinenserin definiere und sie nicht, ist das okay. Ich komme aus dem Norden, aus einer kleinen Familie. Als Minderheit wird dir immer gesagt, zumindest war das bei mir so: Du kannst keine großen Reden schwingen. Du musst dich zurückhalten, damit du einen guten Job bekommst, keine Nachteile hast. Ich verstehe das Leben, das Marian beschreibt. Ich musste auch 28 werden, um politisch zu werden.

Was ist passiert?

DAOOD Ich wollte nach dem Studium nach Italien reisen. Araber werden am Flughafen immer anders befragt als Juden. Ich musste in einen anderen Raum gehen, mich ausziehen, wurde nackt durchsucht, es war erniedrigend. Ich dachte, das ist nicht das Leben, das ich führen möchte. Als ich zwei Jahre später in Aschdod im Grenzgebiet zu Gaza als Logopädin arbeitete, sah ich in einer Bäckerei auf der Zeitung Gesichter von Kindern in Gaza, die durch israelische Raketen getötet worden waren. Eine Frau im



Laden sagte laut: Sie sollen alle verbrennen. Ich sagte: Klar, lasst sie verbrennen. Und dann gehen Sie und ich aufs Dach da drüben und hören uns an, wie Kinder schreien, weil sie bei lebendigem Leibe verbrannt werden. Ist es das, was Sie wollen? Da war Stille in der Bäckerei. Ich war die einzige Araberin da. Ich glaube, dass ich das gesagt habe, hat ihr erst bewusst gemacht, was sie eigentlich gesagt hatte. Da habe ich verstanden, dass ich einen politischen Weg gehen muss.

Frau Khatib, haben Sie Freunde, die Ihnen vorwerfen, dass Sie angesichts der aktuellen Situation so still sind?

KHATIB Ich bin nicht still. Ich bin besorgt. Aber wenn ich mich von allem, was passiert, zu sehr treffen lasse, kann ich nicht weitermachen. Ich habe nach dem 7. Oktober auch überlegt, das Land zu verlassen. Kein konkreter Plan, eher das Gefühl, man muss hier wegrennen, wenn alles so dunkel wird und sich um einen herum zuzieht.

Frau Daood, haben Sie auch darüber nachgedacht, das Land zu verlassen?

DAOOD Das würde für mich heißen, aufzugeben. Anders als hier in Tel Aviv hört man bei meiner Familie im Norden jeden Tag Raketen, die von Libanon aus auf Israel gefeuert werden. Wir haben meine Großmutter gefragt, ob sie nicht zu meinen Eltern ziehen möchte, weiter weg von der Grenze. Sie sagte, sie werde nie wieder ihr Zuhause verlassen. Sie hat die Nakba 1948 (die Vertreibung der Palästinenser aus dem Gebiet des heutigen Israel, Anm. d. Red.) erlebt. Aber wenn wir hier einen richtigen Krieg haben, auch in Israel, kommt die Frage auf, ob man am Leben bleiben will. Man will ja nicht sterben.

Es muss bizarr sein, als Palästinenserin in Israel zu leben und zu hören, dass aus Solidarität mit Palästinensern Raketen aus Libanon auf Israel gefeuert werden.

DAOOD Das ist keine Solidarität, das ist Krieg.

KHATIB Israel ist gerade kein Ort, an dem man seine Kinder gern großzieht. Als wieder eine Sirene losging, sagte mein Zehnjähriger zu mir: »Bring mich weg von hier.« Ich sagte: »Weg von hier, wohin?« Er sagte: »In ein anderes Land, einfach weit weg von hier, mir egal, wo.« Er geht so gern zur Schule, er liebt seine Freunde. Also



sagte ich: »Was wäre denn mit deinen Freunden? Und mit deiner Schule?« Und er sagte: »Mir egal. Ich will nicht sterben.«

Etgar Keret sagte eben, er kenne nicht viele arabische Israelis. Sie kennen beide viele jüdische Menschen. Warum ist das so unterschiedlich?

KHATIB Bei mir im Viertel im Norden Tel Avivs gibt es noch eine arabisch-israelische Familie, die restliche Nachbarschaft ist jüdisch. Das Wunderbare an Tel Aviv ist aber: Wenn du zwei Menschen nach ihrem Leben fragst, glaube ich nicht, dass sich ihre Geschichten auch nur ansatzweise ähneln.

Aber wäre nicht ein Teil der Lösung, sich untereinander besser kennenzulernen?

DAOOD Man soll die andere Seite gar nicht kennenlernen. Es gibt eine politisch gewollte Segregation der verschiedenen Gemeinschaften. Es müsste ein ganz anderes Bildungssystem geben, die Kinder könnten alle zusammen zur Schule gehen. Aber von dieser Idee sind wir sehr weit entfernt.

War das Land schon mal näher an dieser Idee?

DAOOD Nie.

KHATIB Findest du nicht, dass wir uns noch nie so weit weg davon gefühlt haben?

DAOOD Du hast recht. Wir sind weiter weg denn je.

Auch in Tel Aviv? Es gibt da in Europa das Klischee der diversen, harmonischen Partystadt.

DAOOD Das ist sie auch. Aber es ist immer noch anders, wenn ein arabischer Israeli sich hier ein Haus kaufen will, als wenn ein jüdischer Israeli ein Haus kaufen will. Man bleibt als arabischer Israeli eher in Jaffa.

Robi Damelin kommt an den Tisch, eine Frau mit einer gewaltigen Sonnenbrille und einem südafrikanischen Akzent, der besonders vornehm klingt, wenn sie ins Schimpfen verfällt. Nachdem ihr Sohn 2002 von einem palästinensischen Scharfschützen erschossen worden war, trat Damelin dem »Parents Circle« bei, der

trauernde palästinensische und jüdische Eltern zusammenbringt. Als sie fragt, wo Rula Daood wohnt, stellen sie fest, dass sie Nachbarinnen im Stadtteil Jaffa sind.

Frau Damelin, wir sprechen gerade über die Stadt. Darüber, was sie innerhalb Israels so besonders macht.

ROBI DAMELIN Tel Aviv ist eine der teuersten Städte der Welt, trotzdem wünschte ich, ganz Israel wäre wie Tel Aviv. Wegen der Diversität, der gegenseitigen Akzeptanz. Bei mir in der Nachbarschaft ist ein Schild aufgestellt worden, auf dem steht: »Wir kommen da zusammen durch«. Das ist ein Kontrast zu dem, was 2021 passiert ist, damals gab es eine Welle der Gewalt. Da haben vor meinem Haus die Autos gebrannt. Heute spürt man überall kleine Schimmer von Leben.

DAOOD Nach dem 7. Oktober gab es die große Sorge, dass in den gemischten Gegenden Gewalt ausbrechen könnte. Denn im Mai 2021, als Israel und Gaza miteinander im Krieg waren, schwappte die Gewalt auf die Straßen über. Gerade in den gemischten Städten. Die Leute hatten Angst, so etwas könne mit dem neuen Krieg wieder passieren. Also haben sich viele Menschen bemüht, den Frieden wenigstens in der Nachbarschaft aufrechtzuerhalten. Das ist ein bisschen Licht, das in allem, was passiert ist, durchscheint. Ich glaube, es ist das Beste, was der 7. Oktober hervorgebracht hat.

In der besten aller Welten, was können die Jüngeren vom 7. Oktober mitnehmen?

DAMELIN Nehmen wir ein Kind in Gaza. Alle zwei Jahre ist Krieg. Es fallen Bomben. Es gibt keine Zuflucht. Ausreisen geht auch nicht, übrigens ein Menschenrecht. Zu was für einem Erwachsenen wächst dieses Kind heran? Und wenn du als Kind in einem Kibbuz lebst und den 7. Oktober erlebt hast und mit zwölf wieder anfängst, vor Angst ins Bett zu machen – was für ein Erwachsener wirst du? Viel Hass entsteht durch Angst. Deswegen muss man versuchen zu verstehen, warum Dinge passieren. Man verliert seine Angst, wenn man ein Kind verliert.

Haben Sie je verstanden, warum Ihr Sohn sterben musste?

DAMELIN Der Mann, der meinen Sohn umgebracht hat, hatte als Kind gesehen, wie sein Onkel von der israelischen Armee brutal ermordet wurde, während der zweiten

Intifada hat er weitere Verwandte verloren. Also hat er sich auf den Pfad der Rache begeben. Er hat nicht verstanden, dass es keine Rache gibt. Es geht mir nicht darum, Gewalt zu dulden oder sogar zu legitimieren. Aber wenn solche Kinder die Chance auf eine Ausbildung haben, eine Zukunft vor Augen, Hoffnung, dann kann man vielleicht was verändern.

Rula Daood muss los. Die Frauen tauschen Karten aus, Damelin lädt Daood zu einer Filmvorführung ein, einer Dokumentation über ihr Leben.

Könnte der 7. Oktober bei aller Grausamkeit dazu führen, dass die Menschen sagen: So kann es nicht weitergehen?

DAMELIN Es ist unfair, jetzt Entscheidungen treffen zu müssen. Wir sind im Krieg. Die Leute haben nicht einmal Zeit zu trauern. Es herrscht Chaos. Aber jeder will eine Sofortlösung, auf der ganzen Welt werden Symbole für das Judentum versteckt oder müssen von Türen entfernt werden. Die Welt importiert unseren Konflikt und schürt damit den Hass zwischen Juden und Muslimen. Ich spreche nächste Woche mit einer palästinensischen Kollegin vor der Weltbank in Washington, weil die Belegschaft zum Teil nicht mehr miteinander spricht, die haben dort auch dieses Pro-Israel-Pro-Palästina-Denken. Das muss man sich mal vorstellen! Es geht nicht darum, den Leuten den Mund zu verbieten. Man muss sie dazu bringen, nachzudenken.

Wie stellen Sie das an?

DAMELIN Wenn ich ihnen meine Geschichte erzähle, und Leila, meine palästinensische Kollegin, erzählt ihre, wird es sehr schwierig, nicht auf irgendeine Art betroffen zu sein. Sie werden zwar nicht Gandhi, das müssen sie auch nicht. Aber sie werden eine menschliche Seite kennenlernen, an die sie vorher nicht gedacht haben. Unsere Geschichten sind unser Werkzeug. Aber leider hat die israelische Regierung in ihrer überbordenden Weisheit schon vor dem 7. Oktober beschlossen, unsere Arbeit an den Schulen zu verbieten. Normalerweise gehen ein Palästinenser und ein Israeli aus unserer Gruppe in die Klassenzimmer und erzählen ihre jeweilige Geschichte von Verlust und Veränderung. Wir sprechen jedes Jahr zu Tausenden Kindern. Und wissen Sie, was daran so schwierig ist? Wenn ich Kinder in Tel Aviv frage, wer von euch hat schon mal eine Palästinenserin getroffen, meldet sich niemand. Ich frage, wer spricht

Arabisch? Vielleicht einer. Wer war schon mal in den USA? Die ganze Klasse. Sie kennen keine arabischen Kinder. So entsteht Angst. Und wenn man Angst vor jemandem hat, kann man sehr wütend werden.

Wie schaffen Sie es, trotzdem an eine Lösung zu glauben?

DAMELIN Ich bin keine weltfremde Fee, die alle Leute umarmt. Ich war mein Leben lang in der Anti-Apartheid-Bewegung, mein Onkel war Anwalt, er hat Nelson Mandela verteidigt, das ist die Familie, aus der ich komme. Trotzdem, wenn Sie mir gesagt hätten, als ich 1967 nach Israel kam, dass Schwarze und Weiße in Südafrika in einem Raum sitzen können, ohne einander umbringen zu wollen, hätte ich gesagt, Sie sind verrückt. Denken Sie an Anwar al-Sadat, der den Friedensvertrag zwischen Ägypten und Israel 1978 verhandelt hat. Wir sahen das im Fernsehen, und mir liefen die Tränen runter, weil ich dachte: »Wow, sie haben's geschafft. Meine Kinder müssen mal nicht zur Armee.« Oder denken Sie an den jordanischen König Hussein, der nach Israel fuhr, um Eltern zu treffen, deren Kinder von einem jordanischen Soldaten erschossen worden waren. Er hat sich auf den Boden gesetzt und mit ihnen getrauert. Das war, nachdem das Friedensabkommen von 1994 unterzeichnet worden war.

Fehlt diese Empathie gerade?

DAMELIN Was vor allem fehlt, ist Hoffnung. Meine Freundin Vivian Silver, eine Friedensaktivistin, hat Kinder aus Gaza in Krankenhäuser gefahren und wieder zurück. Wir dachten immer, wenn es eine neue Friedensbewegung gibt, wird sie die Anführerin. Sie wurde am 7. Oktober in ihrem Schrank, in dem sie sich versteckt hielt, verbrannt. Ihr Sohn ist unserer Gruppe beigetreten. Ich kann es mir nicht leisten zu glauben, Hoffnung sei unmöglich. Aber es braucht Zeit. Und beide Nationen sind im totalen Schockzustand.

KHATIB Ich muss Ihnen sagen, ich beneide Sie um Ihre Hoffnung.

DAMELIN Aber wenn Sie sagen: Ich hoffe, es kommt Frieden, aber es wird keinen geben – wohin führt uns das? Man muss etwas tun, um die Lage zu verändern. Menschen ändern sich, daran glaube ich. Ich weiß übrigens gar nicht, was Sie machen.

KHATIB Ich bin Chirurgin am Ichilov-Krankenhaus und habe gerade erzählt, dass ich versuche, meine Familie von der Außenwelt fernzuhalten, um die Situation

durchzustehen. Ich schütze sie vor der Politik, davor, darüber nachzudenken, was passieren könnte. Und jetzt, wo wir reden, fällt mir auf: Einer der Gründe, warum ich das tue, ist, dass ich diese Hoffnung nicht habe, die Sie haben. Ich glaube, die Welt ändert sich nicht, ich kann nichts ausrichten.

DAMELIN Jesus, Sie sind Chirurgin, jeden Tag in Ihrem Leben, schauen Sie doch mal, was Sie da leisten!

KHATIB Ich versuche, in der Arbeit meine Menschlichkeit zu behalten. Das ist alles, was ich tun kann.

DAMELIN Es sagt ja auch niemand, dass Sie Martin Luther King werden müssen. Was Sie tun, ist doch irre. Und Sie sind arabische Israelin, ich weiß ja, wie die Statements der Regierung Sie treffen. Trotzdem geben sie jeden Tag Frauen Hoffnung. Sie tun große Dinge, Sie retten Leben, Habibti.

Es wird still. Marian Khatib lächelt.

KHATIB Danke. Aber ich meinte ja auch die Hoffnungslosigkeit der Gesamtsituation.

DAMELIN Ich verstehe das, aber – Sie sind wie eine Brücke! Also sagen Sie mir nicht, Sie würden keinen großen Beitrag leisten.

KHATIB Ich glaube, einige meiner Patientinnen kamen zu mir und begriffen erst nicht, dass ich Araberin bin. Als sie es erfuhren, behandelten sie mich zumindest nicht anders. Sie sagen: Sie sind anders, die anderen Araber sind nicht wie Sie. Die Leute können oder wollen sich nicht vorstellen, dass die anderen so sein könnten wie man selbst. In ihren Augen sind die anderen immer ...

... Terroristen?

KHATIB Ja.

Marian Khatib muss los, Robi Damelin bittet sie um ihre Visitenkarte, um sie für den Jom haZikaron einzuladen, den israelischen Gedenktag für die Gefallenen: Dieses Jahr sei eine große Feier mit Israelis und Palästinensern geplant, die ihre Geschichten erzählen.

Frau Damelin, was würden Sie dem israelischen Ministerpräsidenten Netanjahu sagen, wenn Sie ihn treffen könnten?

DAMELIN Ich würde ihm meine Geschichte erzählen oder die Geschichte einer anderen Mutter. Ich war neulich auf einer Veranstaltung in London. Der Erzbischof von Canterbury sprach, ein Rabbi und ein Imam, dann sprach Magen Inon, dessen Eltern am 7. Oktober getötet wurden. Er sagte, ihr seid alle Nahost-Experten und wisst, was zu tun ist, die einen für Palästina, die anderen für Israel, aber warum hört ihr euch nicht die Geschichte einer palästinensischen Mutter an, die ihr Kind verloren hat? Oder die Geschichte einer israelischen Mutter, die ihr Kind verloren hat? Oder die einer Geisel? Und es stimmt, es sind die Erfahrungen, die die Menschen hören müssen.

Natan Sznaider erscheint und begrüßt uns auf Deutsch. Er stammt aus Mannheim, zog mit 20 Jahren nach Tel Aviv und ist emeritierter Soziologieprofessor. Er trägt einen kleinen Ohrring und um den Hals ein »Bring Them Home«-Amulett.

Herr Sznaider, Robi Damelin spricht gerade darüber, dass nur Mitgefühl zu einer Lösung führen könne.

DAMELIN Wenn man glaubt, die Hamas auslöschen zu können, indem man ihre Führer tötet, täuscht man sich, denn es wird neue Führer geben. Oder man wird eine Hamas haben, die anders heißt. Man muss die Gesamtsituation verändern. Sonst werden die Kinder, die heute in Gaza erleben, was sie erleben, genau das tun, was sie dort sehen.

NATAN SZNAIDER Ich möchte Ihnen nicht widersprechen, Robi, aber die derzeitige Lage hat nichts mit der Hoffnungslosigkeit der Menschen in Gaza zu tun. Sie haben uns am 7. Oktober attackiert, weil sie uns hassen, fertig. Sie hatten die Möglichkeit, Gaza zu einem besseren Ort zu machen. Aber sie haben beschlossen, das nicht zu tun, sondern Tunnel zu bauen. Das hätten sie nicht ohne die Unterstützung der Bevölkerung machen können. Es würde nichts ändern, wenn sie Country Clubs dort hätten und ein tolles Leben, sie würden uns weiter hassen. Ich glaube nicht, dass man ihnen nur Hoffnung geben muss und eine Perspektive, und alles wird gut.

Herr Sznaider, was meinen Sie: Gibt es in Israel noch Hoffnung?

SZNAIDER Wie schrieb Franz Kafka an Max Brod: »Es gibt unendlich viel Hoffnung, nur nicht für uns.«

Arye Sharuz Shalicar sagt Hallo in die Runde und setzt sich. Er wuchs in Berlin auf, wanderte 2001 nach Israel aus und ist heute ein Sprecher der israelischen Streitkräfte. Er trägt Uniform.

DAMELIN Was ist Ihre Definition von Hoffnung, Herr Sznaider? Die Hoffnung auf Frieden?

SZNAIDER Hoffnung ist ein messianisches Konzept, die Hoffnung auf Erlösung. Aber man kann auch etwas moderater von der Hoffnung auf ein besseres Leben sprechen. Für mich ist diese Hoffnung am 7. Oktober gestorben.

Wie ist es für Sie, Herr Shalicar? Haben Sie Hoffnung auf einen guten Ausgang?

ARYE SHALICAR Ich versuche, mir immer einen Rest Optimismus zu bewahren. Ich glaube an die Suche nach Frieden, an positive Entwicklungen. Wenn ich das nicht tue und wir das zusammen nicht tun, wird es uns zerstören. Denn unsere Umgebung ist brutal.

DAMELIN Arye, kann ich Sie etwas fragen? Wie denken Sie darüber, palästinensische Gefangene gegen Geiseln auszutauschen?

SHALICAR Ich habe ein Riesenproblem damit, die freizulassen, die am 7. Oktober unsere Familien ermordet haben. Aber ich könnte damit leben, Terroristen freizulassen, deren Taten zwei oder zehn Jahre her sind.

DAMELIN Sie sagen, der Mann, der meinen Sohn im Jahr 2002 umgebracht hat, könnte freigelassen werden, wenn das die Geiseln zurückbrächte?

SHALICAR Das ist eine schwierige Frage, ich weiß.

DAMELIN Er hat zehn Menschen getötet.

SHALICAR Das ist der Preis, den wir gezahlt haben. Wir haben ihn alle gezahlt. Sie haben ihn auch gezahlt, Robi.



DAMELIN Aber ist es nicht so, dass es keinen zu hohen Preis gibt, um menschliches Leben zu retten? Ich würde für die Geiseln, die seit mehr als hundert Tagen gefangen sind, jedenfalls alles tun.

SHALICAR Aber wir wissen nicht, was die Hamas macht, wenn wir unsere Gefangenen freilassen. Wie viele werden sie freilassen? Wir können niemandem mehr vertrauen. Wir wissen nicht einmal, ob die Medikamente die Patienten in Gaza erreicht haben. Trotzdem gilt für uns: Einer für alle, alle für einen.

DAMELIN Wäre es so, wie Sie sagen, hätte man dann nicht gleich zu Anfang sagen müssen, wir geben euch eure Gefangenen, und ihr gebt uns die Geiseln?

SHALICAR Ich bin kein Politiker. Wir hier sind im westlichen, demokratischen Verständnis aufgewachsen, dass menschliches Leben kostbar ist. Auf der gegnerischen Seite haben wir es mit Menschen zu tun, die das Leben ihrer Kinder riskieren, weil sie in ihren Augen damit zu Helden werden. Wir glauben nicht an dieselben Dinge, wir haben nicht dieselben Grundsätze.

DAMELIN Beim Friedensprozess in Irland und in Südafrika wurden Häftlinge freigelassen, die die schlimmsten Dinge verbrochen hatten. Ich will das nicht vergleichen. Aber wir können aus der Geschichte lernen.

SHALICAR Wir können unsere Lektionen lernen. Aber kann die Hamas sie lernen?

DAMELIN Das ist nicht die Frage.

SHALICAR Das ist genau die Frage.

DAMELIN Ist es nicht!

SHALICAR Okay, wir sind nicht einer Meinung, da müssen Sie nicht gleich so auf mich losgehen.

DAMELIN Ich gehe nicht auf Sie los. Wir unterhalten uns doch nur.

SHALICAR Noch mal: Ich finde es problematisch, die Leute freizulassen, die vor drei Monaten unsere Frauen vergewaltigt und unsere Kinder getötet haben. Wäre ich ein Politiker, täte ich es wahrscheinlich trotzdem.

DAMELIN Das wollte ich nur wissen. Danke.

Wie sehen Sie das, Herr Sznajder?

SZNAIDER Wenn das die einzige Möglichkeit ist, sie rauszubekommen: natürlich. Wir können die Hamas später auch noch kriegen. Ich hätte gleich am zweiten Tag ein Angebot gemacht, die israelischen Geiseln für die palästinensischen Gefangenen auszutauschen. Das hätte wohl nicht funktioniert, hätte aber ein Zeichen gesetzt, was unsere Prioritäten sind. Was am 7. Oktober geschah, hätte nicht passieren dürfen. Es ist das Ergebnis eines völligen Versagens, der israelischen Politik, der Regierung, des Militärs, der Sicherheitsbehörden.

SHALICAR Stimmt. Und für die eigenen Fehler zahlt man einen Preis.

SZNAIDER Diese Menschen, die Geiseln, sollten den Preis nicht zahlen.

SHALICAR Aber was ist die Botschaft, wenn man Tausende Terroristen freilässt?

SZNAIDER Eine schreckliche Botschaft: Terror funktioniert. Und Israelis müssen sich darauf vorbereiten, ständig entführt zu werden.

SHALICAR Wenn ich an meine Kinder denke und daran, dass ich mir ein besseres Leben für sie wünsche, zweifle ich sehr an dieser Lösung.

DAMELIN Aber wenn wir immerzu vergelten, haben wir auch immer dieselbe Situation. Wir haben alle zwei Jahre einen neuen Krieg. Wir müssen unser Land von dem der Palästinenser trennen, aber wir müssen ihnen ihr Land geben.

SHALICAR Sie sagen immer, wir müssen etwas ändern. Was ist mit der anderen Seite?

DAMELIN Hätten Sie je gedacht, dass es eines Tages einen israelischen Botschafter in Deutschland geben würde und einen deutschen Botschafter in Israel? Das ist doch ein Wunder der Versöhnung.

SHALICAR Sie sprechen von zwei Völkern. Ich spreche von Libanon, von Iran, Jemen, Irak, wir haben viele Feinde in der Region. Es ging nie nur um die Palästinenser.

Ich weiß, manche von uns denken, wenn wir nur das Problem mit den Palästinensern lösen, werden wir in Frieden und Harmonie leben. Ich glaube nicht daran.

DAMELIN Ich schon. Und dass die Palästinenser, wenn ihr Leben lebenswert ist, die Hamas fertigmachen, daran glaube ich auch.

Robi Damelin verabschiedet sich. Das Gespräch wird nun kurz auf Deutsch weitergeführt.

Herr Shalicar, besteht eine Chance, die Geiseln noch herauszubekommen?

SHALICAR Es geht nur mit militärischem Druck. Wir müssen sie dazu zwingen, Zugeständnisse zu machen.

Was macht das Geiseldrama mit der israelischen Gesellschaft? Hier auf dem Platz haben erst am Wochenende wieder Hunderttausende demonstriert.

SZNAIDER Wir sind noch nicht im Posttrauma, wir sind noch im Trauma. Die gesamte Mitte ist wie auf einer Schiene nach rechts gefahren, ich bin wohl auch mitgefahren. Für mich war der Zionismus eine Möglichkeit, ein Teil einer Mehrheitsgesellschaft zu werden, unter meinen Leuten zu sein. Dieses Gefühl hat der 7. Oktober nicht vermindert, sondern verstärkt. Wir durchleben diesen Tag immer wieder. Der 8. Oktober hat noch nicht angefangen. Jemand, der mir sehr nahesteht, wäre beinahe auf den Rave gegangen, es sollte der beste Rave des Jahres sein. Diese Person ist dann nicht hingegangen, aber am Samstag in der Früh hat sie im Live-Feed der Hamas gesehen, wie man ihre Freundinnen umbringt. Sie haben die Leute mit den eigenen Telefonen gefilmt und das, was sie mit ihnen gemacht haben, auf deren Accounts auf Facebook gestellt. So haben die Freunde und Familien, als sie morgens auf Facebook gingen, das alles gesehen. Plötzlich wurde ihr klar, auch sie war gemeint. Davor ging sie zu den Demonstrationen von »Standing Together«. Jetzt nicht mehr.

Herr Shalicar, Sie haben vorhin ein Versagen der Streitkräfte am 7. Oktober eingeräumt. Ist die jetzige Militäroperation auch eine Machtdemonstration: Ihr habt euch mit den Falschen angelegt?

SHALICAR Wenn es so wäre, würden wir härter vorgehen. Wir gehen langsam vor, das wird ja auch kritisiert.

Die internationale Gemeinschaft, darunter Joe Biden, findet eher, Israel überziehe in Gaza.

SHALICAR Wir gehen besonnen vor, so präzise wie möglich, um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden. Wir sind uns aber bewusst, was die Strategie der Terroristen ist. Sie benutzen ihre eigenen Leute als Schutzschilde, das ist kein Spruch, das ist die Wahrheit.

Es sieht aus wie ein Krieg David gegen Goliath.

SZNAIDER Da würde ich widersprechen, und das ist Teil des Problems: Die Wahrnehmung innerhalb des Landes und die Außenwahrnehmung sind weit auseinandergedriftet. Sie sagen, David gegen Goliath. Wissen Sie, alle gucken Fauda. Das ist eine Fernsehserie über israelische Geheimdienstkräfte. Die Leute haben gedacht, jetzt schicken wir die Kämpfer von Fauda da rein, die holen die Geiseln raus. Nur eine Geisel wurde so befreit. Aber es gibt ja noch die Front im Norden zu Libanon; wir haben 100 000 Leute, die aus dem Grenzgebiet im Süden evakuiert wurden; wir haben die Front im Westjordanland, die Front zu Jemen, und dahinter steckt noch die Front zu Iran.

SHALICAR Es ist David gegen Goliath, Natan hat es gerade gesagt, der David sind wir, der Goliath ist die Region, angeführt von Iran. Wenn die Hamas allein wäre, ohne die Hisbollah und Huthi, dann wäre das ein anderes Spiel, und das wissen sie. In Israel leben auch die Menschen, die nicht evakuiert oder direkt betroffen wurden, in einem Trauma. Das wird als humanitäre Katastrophe gar nicht erkannt. Israel wird als Land wahrgenommen, in dem alles normal läuft. Nichts läuft normal. Wir tun so, als ob.

SZNAIDER Junge Frauen in Tel Aviv gehen jeden Abend schlafen mit der Angst, dass sie vergewaltigt und zerstückelt werden. Sie haben keine Angst vor Raketen, aber sie haben Angst vor Terroristen.

SHALICAR Es spielt gar keine Rolle mehr, ob wir gewinnen oder verlieren, es wird eine bleibende Wunde sein, und das hat der Hamas-Chef Jahia Sinwar genau so gewollt. Er hat gewonnen.

SZNAIDER Dieser Staat wurde gegründet, damit so etwas nicht wieder passiert, und genau das ist passiert. Leute wie Sinwar, die die israelische Gesellschaft sehr gut

kennen, haben ganz bewusst mit kollektiven Urängsten vor Pogromen und dem Holocaust gearbeitet. Das Einzige, was uns aus diesem Trauma rausbringen könnte, sind die Geiseln. Einen anderen Sieg kann es nicht mehr geben.

Sind die Demonstranten, die für einen Waffenstillstand und Frieden eintreten, in Ihren Augen naiv?

SZNAIDER Die Friedensbewegung in Israel muss umdenken. Sie muss den 7. Oktober in ihre Überlegungen einbeziehen. Das kann keine Friede-Freude-Eierkuchen-Bewegung mehr sein wie in Europa. Europa ist eine Nachkriegsgesellschaft und von Freunden umgeben ...

SHALICAR Da gibt es Bündnisse, die EU, die NATO. Aber wir sind hier allein.

SZNAIDER Wir sind eine Kriegsgesellschaft. In einer Nachkriegsgesellschaft hat man Feindbilder. Wir haben echte Feinde. Und der 7. Oktober ist auch für die andere Seite ein Modell geworden, die PLO wird sich daran messen müssen, da sagen die Jugendlichen: Schaut euch die Hamas an, die haben es den Juden gezeigt. Da kommen wir so schnell nicht mehr raus.

Arye Shalicar verabschiedet sich von allen Beteiligten mit Handschlag.

SZNAIDER Ich rede viel mit meinen Freunden darüber, inwieweit wir diese Illusion, die Idee Tel Aviv, die Idee Israel aufrechterhalten können. Wir waren zehn Monate lang jeden Samstag auf Demonstrationen gegen Benjamin Netanjahu und haben für ein besseres, demokratischeres Israel gekämpft. Natürlich trägt Netanjahu die volle Verantwortung, das ist seinem Amt geschuldet und seiner Beschwichtigungspolitik gegenüber der Hamas. Trotzdem, wir leben in dieser Stadt, die cool ist, mediterran, kosmopolitisch. Hier gibt es Pride Parades, Hightech, Start-ups, gutes Essen, Weinbars. Die Stadt hat ein tolles Lebensgefühl, so wie Barcelona, Marseille, es gibt wenige Terroranschläge, der Iron Dome schützt uns vor den Raketen der Hamas. Mit den Raketen der Hisbollah wird es anstrengender, dann kann Tel Aviv bald aussehen wie Kiew oder Odessa. Aber wir werden diese Stadt nicht aufgeben.

Tania Coen-Uzzielli, die Museumsdirektorin und unsere Gastgeberin, setzt sich dazu, es wird wieder Englisch gesprochen.

Frau Coen-Uzzielli, in Deutschland kennt man den Museumsplatz aus den Nachrichten, auch die lange Tafel mit den leeren Stühlen. Wie wurde er zum Platz der Geiseln?

TANIA COEN-UZZIELLI Als sich die Familien der Geiseln zusammentaten, haben wir ihnen Räume im Museum zur Verfügung gestellt. Sie treffen sich hier, reden, machen Therapien. Sie suchten nach Möglichkeiten, ihrem Schmerz Ausdruck zu verleihen, aber es ging ihnen auch um Öffentlichkeit, so kam es zu der langen Tafel. Es ist typisch für Tel Aviv, wie sich das ergeben hat, auch die Verwaltung unterstützt das alles großzügig. Großzügigkeit ist so wichtig in diesen Tagen.

Wie sieht Ihr Alltag gerade aus?

COEN-UZZIELLI Wenn du aufwachst, guckst du als Erstes aufs Telefon, ob jemand gestorben ist, den du kennst. Der Freund meiner Tochter, 29, ist als Soldat in Gaza. Er hat die Leute aus dem Kibbuz Nahal Oz rausgeholt. Die beiden wollten zusammen verreisen, nun ist meine Tochter zu Hause und wartet. Auch wenn in Tel Aviv die Sonne scheint und die Restaurants voll sind, ist nichts normal in unserem Leben.

SZNAIDER Wenn die Geiseln freikommen, werde auch ich wieder optimistischer sein. Wenn sie in Gaza sterben, sind wir verloren.

COEN-UZZIELLI Wenn wir nicht sowieso schon verloren haben. Ich erinnere mich gut an die Feuerpause im November, als viele Geiseln freikamen, das war so eine Erleichterung.

SZNAIDER Wir saßen vor den Fernsehern und haben geweint. Mein Freund Navid Kermani (ein deutsch-iranischer Publizist, mit dem Sznaider das Buch »Israel – Eine Korrespondenz« veröffentlicht hat – Anm. d. Red.) schaut viel mehr auf Gaza und sagt mir, ich solle auch mehr auf Gaza schauen. Ich sage ihm, dass er recht hat, aber ich habe keinen Raum, weder kognitiv noch emotional. Ich weiß, es ist nicht hundertprozentig in Ordnung, was da passiert. Es ist ein schmutziger Krieg.

Natan Sznaider bricht auf, der Musiker Avihu Pinhasov erscheint, Motorradhelm unterm Arm, Ray-Ban-Brille, aufmüpfiges Lächeln.



Herr Pinhasov, Sie treten im Elvis-Anzug vor den israelischen Soldaten auf.

Wie kam es dazu?

AVIHU PINHASOV Es war der dritte Tag des Krieges. Viele Soldaten waren gestorben, alle waren im Schock, die Moral war am Boden. Und dann habe ich das gemacht, was ich kann, ich habe meine Show abgezogen. Die Soldaten jubelten mir zu, es tat ihnen gut. Da begriff ich, dass das in dieser Zeit meine Aufgabe ist.

Wie ist denn die Moral unter den Soldaten nach drei Monaten?

PINHASOV Als der Krieg ausbrach, haben sich die Leute sofort von überall her als Reservisten gemeldet. Sie haben ihre Uniformen angezogen, ihre Rucksäcke gepackt und sind dahin gegangen, wo sie gebraucht wurden. Sie haben alles stehen und liegen lassen, um das Land zu verteidigen. Einen Soldaten habe ich gefragt: Was hat dich dazu bewegt, Frau und Kinder allein zu lassen, um in Gaza zu kämpfen? Er sagte: Wenn ich dort bin, bin ich Soldat und möchte nicht woanders sein. Aber wenn ich zu meiner Familie zurückgehe, möchte ich nicht mehr nach Gaza. Niemand, der nicht hier lebt, versteht, was hier gerade vor sich geht.

Die Studentin Shira Havron tritt an den Tisch. Sie und Pinhasov plaudern ein wenig auf Hebräisch. Er ist noch ganz im Entertainermodus, noch weiß er nicht, dass Havron Verwandte beim Überfall der Hamas auf den Kibbuz Be'eri verloren hat, dass Verwandte monatelang entführt waren, dass einer immer noch als Geisel in Gaza ist. Havron trägt Schwarz und ein Stück Klebeband auf ihrem Revers mit der Nummer 104, so viele Tage sind die Geiseln zu diesem Zeitpunkt entführt. Als wir sie einander vorstellen, wird er ganz still, setzt seine Brille ab. Die Fassade ist plötzlich weg.

Frau Havron, wie geht es Ihnen?

SHIRA HAVRON Ich bin am Leben. Eines Tages wird das alles enden, und wir werden aufstehen und weitermachen. Was den Austausch-Deal betrifft, haben wir gesehen, dass unsere Regierung sich gerade lieber um andere Dinge kümmert. Der letzte Deal liegt 54 Tage zurück. Ich hoffe, wir kämpfen für jemanden, der noch am Leben ist. Und was das Land betrifft: Ich weiß nicht, wie ich hier weiterleben soll, nachdem Teile meiner Familie ermordet wurden, nachdem wir auf jede erdenkliche Art im Stich gelassen wurden. Aber aktiv zu sein, etwas zu tun, gibt mir Hoffnung.



Wie denken Sie über die Tunnel-Installation draußen vor dem Museum?

HAVRON Alles, was hilft, Bewusstsein für dieses Thema zu schaffen, ist wichtig. Manchmal, wenn ich an der Uni bin oder mit Freunden zusammen, merke ich, dass ich in zwei Welten lebe. Der Tunnel ist eine Art Attraktion geworden. Es ist besser als nichts, aber auch ein bisschen lustig. Als ich vorhin ein paar Minuten lang drin war, sagte jemand: »Pass auf, da ist eine Stufe!« So absurd! Als ob dich die Hamas in ihrem Tunnel vor einer Stufe warnen würde. Ein anderes Mädchen sagte: »Wie lang ist er? Ich hoffe, ich stehe das durch.« Es ist schon etwas lächerlich. Ich meine, sie halten ein Baby als Geisel!

Herr Pinhasov, kennen Sie dieses Gefühl der zwei unterschiedlichen Welten, das Shira Havron beschreibt?

PINHASOV Ja. Es ist ein Vorteil meines Künstlerdaseins, dass ich in einer eskapistischen Fantasiewelt leben kann. Aber auch ich halte es kaum aus. Wissen Sie, manchmal esse ich zehn Tiramisus am Tag. Ich liebe Tiramisu! Aber als ich zum ersten Mal auf dem Platz der Geiseln war, als ich sah, dass Kinder unter den Geiseln sind, konnte ich eine Zeit lang nichts essen. Ich habe zwei Kinder, wenn sie unter den Geiseln wären, ich wüsste nicht weiter. Woher Shira die Kraft nimmt?

Können Sie schlafen, Frau Havron?

HAVRON Ja, mittlerweile, ich muss ja funktionieren. Es kostet tatsächlich Kraft, jede Woche auf den Platz zu gehen. Nachts geht das Grübeln los.

PINHASOV Ich habe auf dem Platz der Geiseln einen Vater kennengelernt, dessen Kinder verschleppt wurden. Wir umarmten uns. Tags darauf spielte ich bei einer Totenwache für einen gefallenen Soldaten. Vielleicht mache ich solche Auftritte, weil ich mir nicht vorstellen kann, so etwas selbst durchzumachen.

HAVRON Besser, wenn du dir das nicht vorstellst. (Sie zeigt ihm auf dem Handy eine Fotocollage der Verschleppten und Ermordeten, zwölf Familienmitglieder.) Gott sei Dank blieb mir erspart, eigene Kinder dort zu haben oder ein Elternteil. Aber ich hatte Schuldgefühle gegenüber meinen entführten Verwandten, vor allem in den ersten Tagen. Ich sitze in Cafés wie diesem, ich schlafe in einem schönen Bett.



Wie geht es Ihrer Familie?

HAVRON Es ist etwas Zeit vergangen, seit ein Teil der Geiseln freikam. 54 Tage. Nicht genug natürlich, um das Geschehene zu verdauen. Wir fangen langsam an, darüber zu sprechen, was passiert ist. Meine Tante ist eine Löwin. Zwei Wochen nachdem sie freigelassen worden war, war sie schon wieder in Washington auf diplomatischer Mission. Danach besuchte sie in Österreich den Kanzler, denn der Mann meiner Cousine, der noch als Geisel gehalten wird, hat auch die österreichische Staatsbürgerschaft. Jeder hat was zu tun. Manche sind in Therapie.

Der populäre liberale Lokalpolitiker Asaf Zamir setzt sich dazu. Er und Havron haben sich schon einmal gesehen, im Rathaus.

Lässt die Aufmerksamkeit gegenüber den Angehörigen und den Geiseln nach?

HAVRON Die allermeisten, die nicht so direkt betroffen sind, haben das Privileg, sich ausklinken zu können. Es trifft sie nicht ins Mark. Auf den Platz der Geiseln zu gehen ist für mich das Mindeste, was ich im Moment tun kann. Es tut weh, wenn manche nicht zu unseren Samstagsaktionen der Angehörigen und zu den Demonstrationen kommen.

Denken Sie an jemand Bestimmten?

HAVRON Ja, an Freunde von mir. Oder auch die vielen anderen. Es gab nie einen größeren Konsens als: Bring them home alive. Aber es auszusprechen ist das eine, aktiv zu werden ist das andere. Die Opfer-Familien sind doch auch müde.

Es gab mehrere Treffen zwischen den Familien und Benjamin Netanjahu. Empfinden Sie das als hilfreich oder als Show?

HAVRON Ich bin gerade nicht an Politik interessiert. Ich will nur die Geiseln zurück. Was immer dafür nötig ist, sollte getan werden. Dafür treffe ich jeden, gehe überall hin. Es passiert trotzdem nicht viel, und das ist bitter. Tut die Regierung genug? Die Antwort ist: Nein. Wir sehen den Geiseln beim Sterben zu. Die Liste derjenigen, die befreit werden können, wird stetig kleiner.

Herr Zamir, gehen Sie auf die Samstagsdemos?



ASAF ZAMIR Ja. Ich war dort mit meiner Tochter auf den Schultern. Die Demos sind ein interessantes soziales und psychologisches Phänomen: Wenn du betroffen bist, ist die Sache klar, wenn nicht, ist es eine Herausforderung. Jeder hat eine Meinung. Es gibt niemanden in Israel, der die Geiseln nicht zurückhaben will. Aber es gibt eine Debatte darüber, welchen Preis man bereit ist, dafür zu zahlen. Der Preis für eine Freilassung der Geiseln wäre, weiter in Gefahr zu leben. Das würde natürlich niemand einem der Angehörigen ins Gesicht sagen.

HAVRON Eine Frau schrieb mir auf Social Media, man müsse auch an die künftigen Generationen denken, bevor man so viele inhaftierte Palästinenser freilässt. Manche haben Blut an ihren Händen. Am Ende geht es darum, welche Werte wir hochhalten. Sind wir eine Nation, die für das Leben ist? Wenn ja, ist kein Preis für die Geiseln zu hoch.

Vielleicht sind wir aber auch eine Nation der Rache, der Ehre, des Respekts, der Stärke. Was bedeuten diese Worte überhaupt? Nach dem 7. Oktober hieß es: Wir werden gewinnen! Aber es gibt keinen Sieg. Ich habe fast alles verloren. Unser Kibbuz, der Mittelpunkt unserer Familie, das Vermächtnis meines Großvaters, wurde an einem Tag zerstört. Die Täter zu töten ist kein Sieg für mich.

Was wäre ein Sieg?

HAVRON Die Geiseln zurückzubekommen, alle.

ZAMIR Und danach?

HAVRON Ich habe keine Ahnung. Die Regierung auszuwechseln, komplett. Ich fühle mich immer noch als Linke, auch nach allem, was passiert ist. Es muss ein politisches Arrangement geben. Nicht wegen irgendwelcher Ideale, sondern weil es die einzige Chance auf ein sicheres Leben ist.

ZAMIR Das ist nicht links. Jeder wäre damit einverstanden.

HAVRON Meinen Sie? Jeder wäre einverstanden mit Verhandlungen mit der Hamas?

ZAMIR Mit Verhandlungen, an deren Ende ein verbindliches Versprechen auf Sicherheit steht? Ja.

HAVRON Selbst, wenn man dafür Gebiete abgeben müsste? Ich hoffe, Sie haben recht. Ich bin in Tel Aviv geboren und aufgewachsen, ich lebe hier. Ich wusste früh, was die Nakba ist, ich habe mit 14 demonstriert. Nennt mich naiv, aber ich glaube immer noch an den Frieden.

ZAMIR Vor zehn Jahren gab es in Israel noch eine Mehrheit für eine Zweistaatenlösung mit Konzessionen. Heute nicht mehr, weil niemand mehr daran glaubt, dass dieser andere Staat dann aufhören würde zu versuchen, uns von der Landkarte zu tilgen. Diplomatie wird irgendwann möglich sein, aber nicht jetzt. Sie ist gerade keine Option.

HAVRON Für mich schon. Ich bin Idealistin, keine Politikerin. Vielleicht kann ich mir deshalb auch Alternativszenarien vorstellen. Wir haben eine humanitäre Krise, in Gaza, in Israel, in der ganzen Region, und die dauert schon sehr lange. Ein Erwachsener, ein internationaler Player muss kommen und die Sache lösen. Ich weigere mich zu glauben, dass das unsere Lebensweise sein soll.

Herr Zamir, wie blickt der Rest des Landes auf die Stadt Tel Aviv?

ZAMIR Ganz unterschiedlich. Für manche ist die Stadt ein Teil ihrer Identität, obwohl sie gar nicht hier leben. Sie konsumieren die Kultur, die Medien, sie feiern hier. Sie lieben die Stadt und sind stolz auf sie. Andere mögen sie nicht, weil sie für einen Weg steht, den Israel einschlagen könnte, den sie aber ablehnen: für den Widerstand gegen Konservatismus, Religion und Aggression. Aber insgesamt ist Tel Aviv nicht anders als andere große Städte auf der Welt. Wobei, doch, der große Unterschied ist: Andere große Städte der Welt sind politisch gespaltener.

Warum?

ZAMIR Weil wir hier echte Probleme haben. Es gibt da immer noch die eine Sache, die uns verbindet: unser Existenzkampf. Und das hält die Leute ruhig.

Herr Pinhasov, haben Sie schon mal daran gedacht, von hier wegzugehen?

PINHASOV In diesen Zeiten? Nein. Ich habe nicht das Gefühl, dass ich an einen anderen Ort gehen kann. Diaspora-Jude zu sein erscheint mir gerade keine bessere Option.



Asaf Zamir sagt, dass er nur noch eine Minute hat. Seine Frau hat schon mehrere Male angerufen. Letzte Frage an ihn.

Welche Zukunft erträumen Sie sich für Ihre Stadt?

ZAMIR Träumen? Israel ist gerade aus einem Traum aufgewacht. Der 7. Oktober hat uns wieder auf den Boden der Tatsachen geholt, wir spüren den Antisemitismus auf der ganzen Welt.

PINHASOV Viele der Alten hier haben den Holocaust überlebt, sie trugen das ihr Leben lang mit sich herum. Unsere Generation kennt das nicht mehr, sie versteht gar nicht, was Antisemitismus ist. Es war wie eine Geschichte, die jemand erzählt hat, ein Film. Jetzt habe ich Freunde in Berlin, in Los Angeles, in Belgien, in Frankreich, die nicht weiterwissen, die Angst um ihr Leben haben.

Die Leute vergessen, warum dieser Staat gegründet wurde. Es geht ums Überleben. Unsere Generation war in einer Art Dämmer Schlaf.

HAVRON Mein Leben vor dem 7. Oktober war so leicht. Der Antisemitismus, von dem meine ermordeten Onkel erzählten, erschien mir wie aus einer fernen Zeit. Der 7. Oktober war mein Weckruf. Was mir auch noch das Herz bricht, ist die Ignoranz der sogenannten Linken im Ausland. Ich fühle mich von ihnen betrogen.

PINHASOV Das ist der Punkt: Sie sind nicht links.

HAVRON Wenn man sich nur für palästinensisches Leben einsetzt, aber nicht für israelisches, ist man in meinen Augen fake, ein Heuchler, ein Rassist, und das sage ich als Erzlinke.

PINHASOV Die Dinge hier sind nun mal sehr kompliziert. Ich hätte eine Lösung.

Welche?

PINHASOV Wir würden hier schon weggehen, aber wir brauchen ein Land. Gebt uns was in Nordamerika! Gebt mir einen ruhigen Ort zum Leben. Der Begründer der Staatsidee, Theodor Herzl, ein linker, säkularer Liberaler, sagte: Wenn wir Juden keinen eigenen Staat haben, können wir eines Tages verschwinden. Wir brauchen dieses Land. Wenn ich mit Arabern in Jaffa rede, ist es nie ein Problem. Wenn man sich gegenseitig respektiert, kann man auch zusammenleben. Wir Juden lieben ihr Essen, sie unseres.

Wir kommen gut miteinander klar. Es ist größer als wir. Es ist ein Krieg zwischen Licht und Dunkel, die liberale Welt gegen die Unfreiheit.

HAVRON Wenn ich mit Freunden spreche, merke ich, dass viele nach rechts gerückt sind. Das Mitgefühl mit den Opfern in Gaza ist kleiner geworden.

PINHASOV Warum? Aus Wut? Ich Sorge mich immer noch um die Leute in Gaza. Auch wenn ich weiß, dass sie mit Hass und Rachegelüsten erzogen wurden.

HAVRON Meine Familie, die im Süden lebt, wo das Leben rauer ist, sieht unser Leben in Tel Aviv wie unter einer Käseglocke, abgetrennt vom Rest Israels. Meine Cousins verhöhnen uns, weil wir aus der großen Stadt sind, verwöhnt, nicht mehr barfuß laufen können. Ich habe am 7. Oktober gelernt, dass Tel Aviv überhaupt nicht das Gesicht von Israel ist. Ich wünschte, es wäre so.

PINHASOV So viel ist sicher.

HAVRON Für die meisten Menschen auf der Welt dominiert das Bild des sturen Siedlers. Dieses Stigma spüren wir, es wird jetzt noch schlimmer werden. Unsere Vorfahren haben diese Nation aufgebaut für uns, die künftigen Generationen. Ich bin dankbar dafür. Aber jetzt, in diesem Krieg, gibt es keine Sicherheit mehr. Ich will nur noch, dass es aufhört. Wir brauchen eine dauerhafte politische Regelung. Mir ist egal, wie das geschehen soll, das ist nicht mein Job. Das ist deren Job in der Regierung. Die Welt, die UNO, die NGOs – wo seid ihr die ganze Zeit? Versucht endlich, dieses Problem zu lösen! Nehmt uns das ab, wir sind so müde.

Wird das noch zu Ihren Lebzeiten geschehen?

PINHASOV Natürlich nicht. Aber das wussten wir schon vor dem 7. Oktober. Ich würde gern noch eine Frage zum Thema Antisemitismus stellen, weil mich das wirklich interessiert. Ganz ohne Bullshit: Warum werden wir so gehasst? Ich könnte es verstehen, wenn ich wüsste, welches Problem wir verursachen. Dann könnten wir etwas daran ändern. Sind wir keine Menschen? Warum sprechen sie uns das Recht ab zu existieren?